

akademie St. Anselm zu Rom, deren freigebigster Wohltäter er ist. Unter Abt Hildebrands Verwaltung geht diese Anstalt, von jungen Ordensgenossen aus allen Ländern der Welt besucht, einem neuen Aufschwung entgegen. Doch die Leitung einer gemeinsamen Hochschule war nur die Vorstufe zu einem größeren Ziel. Der Papst schloß 1903 alle Benediktinerklöster der Welt mit schwarzem Gewand, die bis dahin nur durch die gemeinsame Regel, zum Teil auf Grund engerer Verwandtschaft in Kongregationen, verbunden waren, zu einer höheren Einheit zusammen und stellte De Hemptinne als ersten Primas an deren Spitze. Es war wohl ein ehrenvoller, aber auch heikler Auftrag. Denn es handelte sich um eine in der Geschichte des Benediktinerordens in solchem Umfang unerhörte Einrichtung. Wenn auch nicht Gleichförmigkeit oder die Einheit auf Grund des Gehorsams erstrebt wurde, so bedeutete doch die neue Würde weit mehr als einen Ehrentitel. Es gelang der Klugheit und Liebe, Kraft und Maßhaltung des Primas, im Laufe der Jahre den Segen zu verwirklichen, den Leo XIII. von seiner Tat erhofft hatte, sowohl im Inneren der ihm unterstellten Gemeinschaft als auch in deren Vertretung nach außen. So sehen wir eine hochbedeutsame Wendung in der Ordensgeschichte auf dem Hintergrund des mächtigen Wachstums der Benediktinerfamilie sich vollziehen, und das Bild des Führers und Organisators, der noch in geschwächtem Alter vor einer Amerikareise nicht zurückschreckt, tritt in das Licht kirchlicher Universalität. Zwar liegen die Erlebnisse uns noch zu nahe, und die Gestalt De Hemptinnes, die 1913 erlosch, ist noch zu sehr mit der Gegenwart verweben, als daß der Lebensbeschreiber unbehindert alles sagen dürfte, was der Geschichtschreiber wollte und könnte; doch hat er genug gesagt, um ein wahres und ganzes Bild zu zeichnen. Ohne Übertreibungen einer Lobrede hat Dom Hadelin die warmen Farben des Gemäldes mit dem ungesuchten Glanze der Tatsachen gemischt und den Reiz familiären Gedenkens mit den Vorzügen kritischer Geschichtsdarstellung verbunden. Eine Übersetzung des Werkes in die deutsche Sprache wird sicher gute Aufnahme finden. L. Koch S. J.

Konstantin Gutberlet. Eine Selbstbiographie. Hrsg. von Dr. Karl A. Leimbach. 8° (229 S.) Fulda 1930, Fuldaer Aktiendruckerei. M 4.—

Nur mit Widerstreben, gedrängt von seinen Freunden und Mitarbeitern, und weil ihm Alter und Gebrechlichkeit eine andere, wert-

volle Tätigkeit nicht erlaubten, hatte Prälat Gutberlet mit 86 Jahren die Geschichte seines Lebenslaufes und seiner wissenschaftlichen Arbeiten zu schreiben unternommen. So wie er sie hinterließ, hat sie Dr. K. Leimbach dessen Schülern, Freunden und Bekannten in der ganzen Welt übergeben. Daher ist sie einfach und schmucklos, ohne den Glanz einer Darstellung, die ein so reiches und verdientes Leben beanspruchen könnte. Die Verhältnisse und Erlebnisse im Elternhaus zu Geismar, auf dem Gymnasium zu Fulda und im Germanikum zu Rom gestalten sich unter Gutberlets Feder weniger zu einem Hintergrund seiner Entwicklung als zu dankbaren Erinnerungen an diejenigen, die ihm damals nahegetreten waren: Verwandte, Lehrer, Freunde, Ökumenen und Mitschüler. Nach seiner Heimkehr konnte er 62 Jahre dem Lehramt widmen, meist im Priesterseminar zu Fulda, nur in den Kulturkampfsjahren 1875/86 im Guldaneum zu Würzburg, zuerst in Mathematik und Philosophie, dann aber besonders in der Theologie. Was ihn zu einem Gelehrten von Welttruf gemacht hat, war seine schriftstellerische Tätigkeit, teils durch philosophische und theologische Lehrbücher oder wissenschaftliche Arbeiten apologetischer Art, teils als Mitarbeiter an Fachzeitschriften, namentlich aber als Herausgeber des „Philosophischen Jahrbuchs“. Durch die Erinnerungen des greisen Gelehrten erhalten wir manchen willkommenen und reizvollen Aufschluß über Beziehungen und Vorgänge jener Welt, mit der Gutberlet verkehrte, auch über das Werden und Wirken, die Schicksale und Zusammenhänge seiner vielen schriftstellerischen Arbeiten. Da er schon seit 1870 beständigen Leiden unterworfen war, die bei seiner ohnedies schwächlichen Gesundheit seinem wissenschaftlichen Arbeiten große Hemmungen bereiteten, ist sein reiches Schaffen doppelt bewunderungswürdig. Möge das Buch, dem der Herausgeber die nötigen Ergänzungen hinzugefügt hat, das Andenken des priesterlichen Vorkämpfers der katholischen Wissenschaften erweitern und vertiefen!

L. Koch S. J.

Mutter Aloysia Caemmerer, Generaloberin der Ursulinen von Calvarienberg-Ahrweiler. Von M. Bathilde Stiedel, Ursuline von Calvarienberg. 8° (376 S.) München 1930, J. Kösel & Fr. Pustet. Geb. M 8.50

Wenn die oft legendenhaft geschmückten Gestalten der Vorzeit heute erschienen wären und ihre Geschichte mit der nüchternen Sachlichkeit unseres Geschlechtes geschaut und ge-

schrieben würde, wie möchte uns wohl die Darstellung einer solchen Lebensgeschichte anmuten? Oder wenn einmal über solche, die heute leben, Jahrhunderte hinweggeschritten sind, wie wird wohl dann von ihnen geschrieben werden? Solche Vergleiche drängen sich einem auf, wenn man die Geschichte von Persönlichkeiten erwägt, deren Andenken das Siegel der Unsterblichkeit aufgedrückt ist. Dazu gehören Gestalten wie M. Aloisia Gaemmerer, die langjährige Generaloberin der Ursulinen von Calvarienberg.

Ihre Lebensbeschreiberin nennt sie ein Soldatenkind. Das war sie der Geburt und dem Geiste nach, die jüngste Tochter Friederike eines preußischen Offiziers. Je nach dem Standort des Vaters mußte das Kind wandern von Neuwied, seiner Wiege, nach Karlsruhe und Mannheim in Baden und den Rhein entlang, nach Köln, Andernach, Brühl, Jülich und Frankfurt. Dazu kam der frühe Tod ihrer Mutter Josephine, als das Mädchen erst fünf Jahre alt war. So erhielt es seine Erziehung von einer Großtante zu Arolsen-Waldeck, dann von ihrer ältesten Schwester Anna und von Klosterfrauen, eine kurze Zeit zu Aschaffenburg und fast drei Jahre bei den Ursulinen auf dem Calvarienberg. Dieser reiche Wechsel der Erlebnisse in Freud und Leid ließ ihre Seele früh reifen und erstarken. Obwohl der Vater protestantisch war, hatte es doch unter dem sonnigen Schutze seiner edlen Gesinnung die Mutter verstanden, katholische Frömmigkeit tief in den Herzen ihrer Kinder zu verankern. So konnte in der Seele Friederikens, des Lebenslustigen, aber charaktervollen Mädchens, der Gedanke reifen, Ursuline zu werden, den sie im Alter von 18 Jahren verwirklichte. Wie bei so vielen verborgenen Heiligen, findet die Geschichtsschreibung nichts Außerordentliches in der Entfaltung eines solchen Mädchenlebens, das sich schließlich im Ordenshaus verbirgt. Ähnlich war es ja auch mit der hl. Theresia vom Kinde Jesus. Das Außergewöhnliche ist die Treue und Festigkeit der geraden, aufwärts gerichteten Linie, der Mut zum hohen Streben, der sich in den kritischen Jahren erprobt. Das ist das Erhebende einer solchen anmutigen Lebensbeschreibung.

Auch der folgende Teil ihrer Geschichte, die vom Empfangen sich zum Geben wendet, verläuft in den stillen Bahnen des häuslichen Lebens und ist deshalb hauptsächlich denjenigen ein wertvolles Andenken, die als Schülerinnen der Wissenschaft oder des geistlichen Lebens oder als Töchter ihrer mütter-

lichen Leitung mit ihr in Beziehung gestanden haben. Aber auch für die andern, die ihr Walten und das Leben der Ursulinen auf dem Calvarienberg und in andern Anstalten ihrer Genossenschaft nur von außen gesehen haben, ist diese Darstellung des häuslichen Strebens und Wirkens mit ihren unmittelbaren Einblicken in die Werkstätte der Seele ein reizvolles, lehrreiches und anregendes Erlebnis. Die Bedeutung des Buches wächst durch den Umstand, daß mit dem Bilde der Oberin von Aachen, Calvarienberg und Frankfurt, namentlich aber der Generaloberin, deren Lebenswerk die endgültige Bestätigung der Genossenschaft durch Rom und die Abfassung einer endgültigen Ordensregel für die Gemeinschaft der Ursulinen von Calvarienberg ist, zugleich der Geist, der die blühende Gründung beseelt, in lebensfrischer Ursprünglichkeit gezeichnet wird. Die Sprache atmet noch den lebenswahren Hauch kindlicher Verehrung, und die ungesuchte Kunst der Schilderung, meist mit spiegelgetreuen Worten aus Briefen und zum eigenen Gebrauch gemachten Aufzeichnungen, enthüllt seelische Schätze, die zur Nachahmung einladen.

L. Koch S. J.

Meine Lebensgeschichte. Von Otto Baumgarten. 8^o (515 S.) Tübingen 1929, Mohr. M 18.—

Otto Baumgarten, geb. 1858, von 1894 bis 1926 Professor der praktischen Theologie an der Universität Kiel, hat während der letzten vier Jahrzehnte an den innerkirchlichen Kämpfen des deutschen Protestantismus als Verfechter evangelischer Freiheit hervorragenden Anteil genommen, und darum ist auch seine Lebensgeschichte von diesen Kämpfen erfüllt. Da er aber ebenfalls für soziale und politische Fragen sehr lebhaftes Interesse hatte und von 1912 bis 1921 Vorsitzender des Evangelisch-sozialen Kongresses war, so befaßten sich auch viele Seiten seiner Lebensgeschichte mit den verschiedensten sozialpolitischen Reformen, bei denen die Stellungnahme zur Sozialdemokratie einen breiten Raum einnimmt.

Als Sohn des liberalen Historikers Hermann Baumgarten in einer geistig hochstehenden und beziehungsreichen Umgebung aufgewachsen, wurde er schon früh — vielleicht zu früh — auf die großen religiösen, sozialen und politischen Fragen der Zeit hingelenkt und, stets mehr Praktiker als Gelehrter, bald in sie auch verwickelt. Obgleich er durch seine religiös wie politisch liberalgerichtete Erziehung reichlich mit Scheuklappen (S. 71) versehen war und im Kampfe gegen die „Ultramontanen“ und